

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



**Ingo
Schulze**

**Die
rechtschaffenen
Mörder**

Roman

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:

www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-390001-9

Kapitel I

Im Dresdner Stadtteil Blasewitz lebte einst ein Antiquar, der wegen seiner Bücher, seiner Kenntnisse und seiner geringen Neigung, sich von den Erwartungen seiner Zeit beeindrucken zu lassen, einen unvergleichlichen Ruf genoss. Nicht nur Einheimische suchten ihn auf, nicht allein in Leipzig, Berlin oder Jena wurde seine Adresse eifersüchtig gehütet, sogar von den Ostseeinseln Rügen und Usedom reisten Lesehungrige an. Sie nahmen stundenlange Zug- oder Autofahrten in Kauf, schliefen auf Luftmatratzen bei Freunden oder ertrugen billige Quartiere, nur um am folgenden Tag Punkt zehn ihre Entdeckungsreise zu beginnen, die, unterbrochen von einer zweistündigen Mittagspause, bis achtzehn Uhr währte, mitunter aber auch bis in die Nacht. Auf Leitern erklimmen sie die Höhen der obersten Regalreihen, lasen auf den Sprossen ganze Kapitel, bevor sie wieder hinabstiegen, um auf Knien, als horchten sie das Linoleum ab, die Buchrücken im untersten Fach zu inspizieren. Gerade in den extremen Zonen vermuteten die Suchenden jene Werke, die ihnen zum Mittelpunkt der Welt werden könnten.

Andere Antiquariate verfügten vielleicht über ein breiteres Angebot mit mehr Raritäten in größeren Räu-

men. Doch wer nach Dresden-Blasewitz in die Brucknerstraße kam, das eiserne Gartentor aufschob, an Hecken und Mülltonnen vorbei die Haustür erreichte, den weißen, wackligen Knopf neben dem Schild »Antiquariat« drückte, sich geduldete, bis die Tür mit einem Klack aufsprang, über die Sandsteinstufen in den ersten Stock stieg und endlich die aluminiumhelle Klingel mit der Aufschrift »Bitte drehen« betätigte, erstrebte mehr, nämlich Einlass in das Reich des berühmten Antiquars Norbert Paulini.

Norbert Paulini ähnelte einem Kirchendiener oder Museumspförtner, wenn er, den Türspalt mit seinem Körper schützend, den Besucher über die Brille hinweg musterte und durch sein »Sie wünschen?« in Verlegenheit brachte oder gar zum Unbefugten degradierte, der die Parole nicht wusste. Erkannte der Herrscher über die Bücher einen denn nicht wieder? Hatte er die gemeinsamen Gespräche vergessen?

Wer ihm antwortete, durfte eintreten! Sowohl jene, die den Wunsch hegte, »nur mal herumstöbern« zu wollen, als auch jener, der wissen wollte, ob vielleicht diesmal eine Übersetzung des Thukydides hereingekommen sei.

»Ich grüße Sie«, erwiderte Norbert Paulini dann, nannte seine Gäste beim Namen oder bot zumindest ein zögerndes »Frau ...« oder »Herr ...« an, woraufhin seine Besucher ihm auf die Sprünge halfen. Nickend wiederholte der Antiquar den Namen wie eine Vokabel, die ihm unbegreiflicherweise für einen Moment entfallen war.

Je nach Wetter und Jahreszeit wies er auf Garderobe und Schirmständer hin und enteilte mit großen Schritten, nur um kurz darauf mit einigen Büchern zurückzukehren, die ein Einweckgummi umspannte, obenauf der Zettel mit dem Namen seines Gegenübers.

»Womöglich ist etwas dabei, das Sie interessiert«, sagte er, ließ den Gummi auf sein linkes Handgelenk wechseln und den Zettel in der Seitentasche des blaugrauen Kittels verschwinden. Umgehend referierte Norbert Paulini die Beweggründe, die ihn veranlasst hatten, dieses oder jenes Werk dem gesuchten Titel hinzuzufügen. Dabei liebkosten seine Handflächen und Finger die Bücher, schmiegten sich an sie oder strichen sanft über deren Verletzungen, seien es Risse im Schutzumschlag, abgestoßene Rücken oder eingedrückte Ecken. Ein Buch nach dem anderen legte er vor sich ab, wobei die Fingerkuppen seiner Rechten unermüdlich daran arbeiteten, sie im gleichen Abstand zur Tischkante auszurichten. »Vielleicht findet eines davon Ihr Interesse«, wiederholte er abschließend und empfahl sich. Allein gelassen mit den Büchern geschah es selten, dass jemand die Anregungen ausschlug. Zu wenig Geld dabei zu haben schied als Grund aus. Ein jeder durfte seine Bücher gleich mit nach Hause nehmen, nachdem die Kurbel an der Registrierkasse betätigt und der ausstehende Betrag auf einem Zettel vermerkt worden war. Nicht selten aber zerknüllte Norbert Paulini den eben erst erstellten Schuldschein vor den Augen seines Gastes und legte stillschweigend das ersehnte Buch auf die bezahlten. Er war taub

für die Proteste derer, die sich so viel Großzügigkeit nicht gefallen lassen wollten. Norbert Paulini wusste, was gut für jeden und jede war. Welche Rolle spielten da ein paar Mark mehr oder weniger?

Ob die Bücher in den drei schönsten Zimmern Norbert Paulinis wohnten oder ob er sich bei den Büchern niedergelassen hatte, blieb unentschieden. Die Bücher und der Antiquar lebten zusammen, am Tag und in der Nacht, und da vor den Fenstern zur Straße Ahornbäume standen und vom Hof aus eine große Kastanie das Haus beschirmte, verloren sich die Tages- und die Jahreszeiten in einem Halbdunkel, das jederzeit das Licht einer Leselampe rechtfertigte.

Norbert Paulini konnte aber auch streng, ja unerbittlich werden, wenn Besucher ein Buch, das sie durchblättert hatten, falsch zurückstellten oder quer auf den anderen liegen ließen. Er bestand unter allen Umständen auf der Einhaltung seiner Ordnung. Allein die Ordnung bewahrte die Bücher vor der Unauffindbarkeit, also vor dem Verschwinden. Ordnung war auch die Voraussetzung für Norbert Paulinis sechsten Sinn. Er besaß die Gabe, Veränderungen in der Abfolge der Buchrücken aus den Augenwinkeln zu gewahren. War das Muster der Buchrücken verletzt, fand er umgehend die Stelle und hätte Autor und Titel nennen können, noch bevor das Buch auf seinem Kassentisch landete. Mitunter wartete Norbert Paulini bereits mit weiterführenden Empfehlungen auf. Zweimal hatte er einen Dieb unter Nennung der vollständigen bibliographischen Angaben aufgefordert,

das Buch wieder herauszurücken. Manche schrieben ihm übernatürliche Kräfte zu oder sahen sich klammheimlich nach geheimnisvollen Spiegeln um.

Es lag nahe, Norbert Paulini für einen älteren Mann zu halten. Wer sich aber nicht an seinem vorsintflutlichen Brillenmodell störte oder an jener unfreiwilligen Tonsur, die auf seinem Hinterkopf leuchtete, eingehegt von dunklem lockigen Haar, wer seine breiten Schultern und starken Arme nicht der unter dem graublauen Kittel getragenen Strickjacke zuschrieb, wer weder Anstoß nahm an den Bügelfalten der Hosenbeine noch an dem schweren, orthopädisch anmutenden Schuhwerk, in dem er tagtäglich die Räume durchquerte, wer sich auch nicht von seiner dem Schriftlichen verpflichteten und vom sächsischen Dialekt eingefärbten Sprechweise in die Irre führen ließ, sondern Norbert Paulini so wie ich damals ins Gesicht sah, erblickte inmitten der Kostümierung einen jungen Mann, von dem sich niemand vorstellen konnte, dass er jemals anders gewesen war noch jemals anders werden würde.

Kapitel II

Schon als Neugeborener wurde Norbert Paulini auf Bücher gebettet. Seine Mutter, Dorothea Schuller, die aus Kronstadt in Siebenbürgen stammte, in den Kriegswirren mit ihrer Familie geflohen und allein in Bad Berka bei Weimar gestrandet war, wo sie in der Hoffnung auf eine Wiederbelebung der Bauhausidee in einem Zimmer ohne Ofen ausharrte, begegnete 1949 ihrem späteren Mann Klaus Paulini im Park an der Ilm. Die Bestimmtheit, mit der er auf sie zutrat, seine guten Manieren, sein angenehm fester Händedruck wie auch sein Name bewogen sie, seinetwegen nach Dresden zu ziehen und ihn zu heiraten. Klaus hatte eine Lehre als Dreher beendet und arbeitete in einem Betrieb in Dresden-Reick. Dorothea Paulini erhielt im März 1951 die Erlaubnis, eine Buchhandlung mit antiquarischer Abteilung zu eröffnen. Das Angebot ihres Schwiegervaters, der sich vom Schlosser zum Lokführer qualifiziert hatte, ihr finanziell unter die Arme zu greifen, schlug sie aus und brachte ihn damit gegen sich auf. Allerdings verschwand der alte Paulini, ein seinen Launen unterworfenener Mensch, wenig später aus Dresden, ohne die Familie wissen zu lassen wohin.

Die Buchhandlung von Dorothea Paulini in der Hübelerstraße, nur einen Steinwurf vom Schillerplatz und

jener »Blaues Wunder« genannten Elbbrücke entfernt, florierte vom ersten Tag an. Ihr Mann hatte für sie einen zweirädrigen Fahrradanhänger erstanden, mit dem sie nun ihre Erwerbungen tätigen konnte. Kein Weg war Dorothea Paulini zu weit, wenn man sie rief und ihr die richtigen Bücher anbot. Mitunter übernahm auch Klaus Paulini, der zum Leidwesen seiner Frau kein Leser war, abends oder sonntags die Touren für sie und steuerte von seinem Lohn etwas bei, wenn das Geld knapp wurde.

Dorothea und Klaus Paulini waren zuversichtlich. Einen neuen Krieg sollte es nicht geben. Ihr Beitrag dazu war, in Bücher zu investieren. Jeden Pfennig, den sie erübrigen konnten, steckten sie in Ankäufe. Und selbst als Dorothea schwanger wurde, änderte sich daran nichts.

Im Juni 1953 brachte Dorothea Paulini einen Knaben zur Welt – und verstarb wenige Tage später an einer nicht erkannten Sepsis. Agnes Paulini, geborene Abel, nahm sich ihres Enkels an, wie sie es ihrer Schwiegertochter versprochen hatte. Allerdings weiß niemand, warum Klaus Paulini keinen Nachfolger für die Buchhandlung suchte und sich stattdessen bereit erklärte, den Kredit seiner Frau abzubezahlen und die erworbenen Bücher, die zum Großteil noch in Kisten und Kartons lagerten, zu behalten.

Hätte er es nicht ertragen, einen Fremden hinter Dorotheas Registrierkasse zu sehen? Konnte er nicht von dem Traum lassen, als Gehilfe einer stillen und sauberen Arbeit nachzugehen, statt sich einer lärmenden Maschine zu verschreiben, die seinen Körper Tag für Tag

von den Sohlen bis in die Haarwurzeln durchdrang und ihm den verbrauchten Odem einer von Schmieröl gesättigten Luft ins Gesicht blies? Oder wollte er tatsächlich, wie manche später behaupteten, die Bücher seiner geliebten Frau für ihr Kind bewahren? Mit der Hilfe von Arbeitskollegen verfrachtete Klaus Paulini die vielen Bücher und wenigen Regale in die Brucknerstraße, wo Agnes Paulini zwei Zimmer in der ersten Etage eines von der Vermieterin »Stadtvilla« genannten Hauses bewohnte. Die Bücher, die weder in den Keller noch in die Zimmer passten, schichteten sie in der großen Diele zu quadratischen Blöcken auf. Ein Tischler war bereits beauftragt worden, Holzplatten anzufertigen. Sie sollten die Bücherstapel in Tische verwandeln. Aber diese »Altäre« mussten umgehend unter Hinweis auf die statischen Gegebenheiten des Hauses und unter dem Beifall der schlesischen Flüchtlingsfamilie, die drei Zimmer der Etage bewohnte, wieder abgetragen werden. Klaus Paulini verkaufte zum Leidwesen seiner Mutter die Bettgestelle. Fortan lagerten die Matratzen auf Büchern. Auch der Korb mit dem Neugeborenen ruhte auf einem Unterbau gleichen Materials. Was die Regale nicht fassen konnten, wuchs an den Wänden dicht an dicht in Stapeln empor. Es sah aus, als hätten die Bewohner Hamsterkäufe getätigt. Doch anstelle von Konserven, Zucker- oder Mehlütten horteten sie Bücher. Die Registrierkasse thronte auf dem Nähmaschinentisch wie ein selbstherrlicher Bonze.

Kapitel III

Klaus Paulini hatte sich bereit erklärt, im Schichtbetrieb zu arbeiten, was ihn zermürbte. Tagsüber fand er zu Hause kaum Schlaf. Die Schuld daran gab er seinem Sohn, der, wie er behauptete, alles immer nur laut machen könne. Agnes Paulini lehnte es jedoch ab, ihren Enkel in die Kinderkrippe zu geben, wie es ihr Sohn verlangte. Stattdessen unternahm sie lange Ausfahrten mit dem Kinderwagen, später, als Norbert laufen konnte, Spaziergänge durch Blasewitz und Loschwitz oder entlang der Elbe. Manchmal führten sie ihre Ausflüge bis in die Innenstadt, wo auf den großen Wiesen zwischen Altmarkt und Hauptbahnhof Schafherden weideten. Norbert Paulini konnte nicht genug davon bekommen, wenn seine Großmutter das schmutzig-klebrige Fell der Tiere wie Grasbüschel auseinanderbog, damit er sehen und fühlen konnte, wie sauber, hell und weich es darunter wurde. Sie lehrte ihn, vor dem Einschlafen zu beten, und wollte ihn taufen lassen, aber das verbat sich sein Vater. Es heimlich zu tun, fehlte ihr der Mut.

Als Agnes Paulini eines Tages beim Bettenmachen aus Versehen gegen den Unterbau der Matratze trat, fielen ihr etliche Bücher vor die Füße. Sie wollte sie wieder einfügen, allerdings blieb eines übrig, als hätten sich die

Bausteine wie durch ein Wunder vermehrt. Eher aus Verlegenheit denn aus Absicht öffnete sie es, sah hinein und hatte auch schon zu lesen begonnen. Die Namen hätte Agnes Paulini nicht auszusprechen vermocht, verstand jedoch bald, dass es um die Liebe zwischen einem ehemaligen Hauslehrer, der jetzt Priester werden sollte, und der Mutter der ihm einst anvertrauten Kinder ging, eine Geschichte aus grauer Vorzeit. Als ihr Sohn nach Hause kam, traf er seine Mutter laut lesend an. Natürlich verstehe der Junge nichts davon, erwiderte sie auf seine Frage, aber ihre Stimme übe einen beruhigenden Einfluss auf Norbertchen aus. Als Agnes Paulini das Buch drei Tage später beendete – mitunter hatte sie einige Seiten überblättert, auf denen es nicht recht vorgegangen war –, bemerkte sie, dass sie mit dem zweiten Band begonnen hatte. Sie zog die Matratze weg und ließ kein Buch auf dem anderen, bis sie den ersten Band in Händen hielt.

Von jener Zeit an las sie langsam und laut, was ihren Enkel bald dazu brachte, ihre Satzmelodien mit einem Gesumm zu begleiten oder einzelne Wörter nachzusprechen und zu wiederholen, mitunter so lange, bis Agnes Paulini verstummte und der Sinn der Wortsilben zu Lauten zerrann. Oft zeigte Norbert Paulini beim Spaziergang nun auf ein Haus, ein Verkehrsschild, einen Strauch und sagte: Glockenschlag, Föhrenwald, Mistgabel. Agnes Paulini korrigierte ihn, musste aber einsehen, damit zu spät zu kommen. Am nächsten Tag wies er sie erneut auf das Vorfahrtsschild hin und wiederholte »Föhrenwald«.